

Identität und Erbe: Der Mariannenplatz – ein Erinnerungsort türkischer Berliner

Identity and Heritage:
The Mariannenplatz – A site of memory for Turkish residents of Berlin

English Summary

Questions concerning the heritage of “Others” or heritage brought in from elsewhere give rise to self-critical and ethical reflections on the meaning of heritage in our society in general. Who is passing on what heritage, and to whom? Especially in Germany, the concept of integrating different ethnic groups into society is deeply connected with an understanding of local affiliation; thus identity-building holds particular significance on an emotional level. One important element that has been aligned with identity in this context is memory. But what is it that can be remembered in an already-established landscape of memory, collective

remembrance and existing built heritage? What happens when someone from outside steps into this landscape and becomes a local? With regard to urban representation and heritage management, these thoughts raise challenging questions, including how to think about the relationship between history-writing and heritage management in a contemporary multicultural society. The author argues that it is the public place, as a site of established narratives and already delimited concepts of cultural heritage, that holds the potential for new articulation and recognition of neglected perspectives in urban space.

Als ich im November 2013 an der Universität Bamberg zur Fachkonferenz „Das Erbe der Anderen“ eingeladen wurde, stand die Frage nach der Bedeutung und den Aufgaben der Denkmalpflege im globalen Kontext im Mittelpunkt. Der Fokus richtete sich auf ErbeKonstellationen im internationalen Raum, was angesichts des zwanzigjährigen Bestehens des ‚Weltkulturerbestatus‘ in Bamberg auch sinnvoll erschien. Doch wurde im Rahmen der Konferenz immer wieder deutlich, dass neben dem empirischen Wissensaustausch in einer akademischen Runde die grundsätzliche Auseinandersetzung mit Wertvorstellungen und ethischen Fragen im Raum stand, denen sich derzeit die Denkmalpflege nicht nur international, sondern bereits „im eigenen Vorgarten“ stellen muss. Zu Recht hieß es daher auch im Einladungstext: „Erbe ist eine identitätsstiftende Figur (wer sind wir, was geben wir weiter?)“, was zu der Frage führte, welche Arten von Gemeinschaften dem Wir-Verständnis vorausgehen. In welchem WIR agiert also die Denkmalpflege? Welche identitätsstiftende Figur kann die Denkmalpflege in einem solchen Kontext überhaupt formen?

Zur Behandlung dieser Frage ist es notwendig, zunächst den Identitätsbegriff zu diskutieren. Es gibt zwei Richtungen, in denen Identität als Begriff im Zusam-

menhang mit der Denkmalpflege verstanden und benutzt wird, die mir in Fachdebatten der letzten Jahre begegnet sind. Die eine Richtung versteht darunter einen Zustand der Gruppenidentität, der nach einer gewissen Homogenisierung, das heißt nach einem gemeinsamen Nenner, strebt. Dieser gemeinsame Nenner ist in der Tradition der Denkmalpflege stark vom Nationalgedanken, aber natürlich auch von globalen Kunstwerten geprägt. Das Ziel ist hierbei, die wertvollen, unter Schutz gestellten Dinge, also das Erbe, das gerne als „unser Erbe“ bezeichnet wird, auch den anderen, „Fremden“, die ein Teil dieser nationalen Gesellschaft sind oder es sein wollen, als wertvoll zu vermitteln. Sie („die Anderen/Fremden“) mit in die „Erbengemeinschaft“ einzuschließen, indem über neue Vermittlungsstrategien nachgedacht wird, ist das Ziel dieser Denkrichtung.

Die andere, neuere Richtung strebt eine „Politik der Anerkennung“ an,¹ bei der die Perspektiven der unterschiedlichen Bewohner zum Wert von Gebäuden, Räumen und Dingen betont wird, ohne eine Verbundenheit zu einer „nationalen“ Gruppenidentität zu verlangen. Die „Erbengemeinschaft“ wird in diesem Fall dekonstruiert, weil es keine klaren Erben und „Vererber“ mehr gibt. Zusätzlich werden die Möglichkeiten ver-

mehrt, neues Erbe zu benennen. Die Denkrichtung strebt keine Homogenisierung innerhalb einer klar definierten Gruppe (wie z. B. unter den Deutschen) an. Eine individuelle Identität soll vielmehr ermöglichen, sich als einzelner Mensch zwischen der familiär geprägten Ich-Identität und dem Raum-Zeit-Geschehen, in dem man lebt, wiederzufinden.² Diese Synthese soll einen Zustand von Authentizität erzeugen und ein Gefühl des Daseins im Rousseauschen Sinne, „le sentiment de l'existence“,³ unterstützen. In diesem Zusammenhang erscheint problematisch, dass bei denkmalpflegerischen Debatten zu Identität und Erbe häufig zu substanzzentriert argumentiert wird. Wichtig wäre vielmehr, die Menschen im Blick zu behalten, für die diese Substanz bewahrt werden soll, und alle Bürger in die Erbekonstruktionen der Denkmalpfleger einzu beziehen. Die Nicht-Anerkennung oder Verkennung des „Anderen“ innerhalb einer territorial zusammengehörigen Gesellschaft zeugt nicht nur von einem Mangel an Respekt, sondern ist eine Ausdrucksform von Unterdrückung, die den „Anderen“ in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen und zu Identitätskrisen und gesellschaftlicher Instabilität führen kann.⁴

Neben der Anerkennung möglichst vieler lebensweltlicher Realitäten geht es gerade in der Denkmalpflege um die Entstehung oder Erhaltung einer Beziehung zwischen „Mensch“ und „Stein“. Die geschützten und gepflegten „Steine“ der Denkmalpfleger stehen sinnbildlich für ein Raum-Zeit-Geschehen und sind somit wichtig für die Synthese der eigenen Ich-Identität mit der gelebten Umwelt. Daher gilt es meiner Meinung nach gerade auch in der Denkmalpflege, den Überzeugungen einer modernen Demokratie und einer Politik der Anerkennung gerecht zu werden, indem die Möglichkeiten zur Identifizierung mit vorhandenen und neuen Denkmälern vergrößert werden. Hierbei geht es weniger um die tatsächliche Substanz, als um den Prozess der Inwertsetzung der Substanz. Es gibt somit neue Aufgaben, die sich aus den gesellschaftspolitischen Debatten für die Denkmalpflege ergeben, für die es bisher weder Instrumente, Verfahren noch eine entsprechende Ausbildung gibt.

Die Herausforderung, die ich für die heutige Denkmalpflege und ihre Identitätsdebatten sehe, liegt genau in der Auseinandersetzung und Zusammenführung dieser gesellschaftspolitischen Aufgaben mit den gängigen materiell-rechtlichen Kriterien. „Denkmalpflege im Zeichen der Globalisierung“ ist daher nicht nur ein Thema für Weltkulturerbestätten, sondern beginnt schon im innerdeutschen Kontext. Ganz konkret gefragt:

- Welche Bedeutung haben die jüngeren Themen wie Transkulturalität sowie Recht auf Kulturerbe und Teilhabe für die Denkmalpflege?
- Und für welche lebensweltlichen Vorstellungen arbeitet die Denkmalpflege eigentlich?

Bevor wir über das Erbe der Anderen (im Sinne von Kulturerbe außerhalb Deutschlands) nachdenken, sollten wir uns der Inkohärenz und Dissonanz innerhalb unserer eigenen, „anderen“ Gesellschaft bewusst werden, sie erforschen und reflektieren. Die Bedeutung von Inkohärenz und Dissonanz in der heutigen Zeit wird in Richard Sennetts Buch „Fleisch und Stein“ (1997) unterstrichen und ihre Anerkennung als feierliches Versprechen unserer Kultur verkündet: „(...) *Leitbilder des Körpers (...) versuchen, die Vollständigkeit des Körpers als System und seine Einheit mit der Umgebung, die er beherrscht, zu suggerieren. Ganzheit, Einheit, Kohärenz: dies sind Schlüsselwörter im Vokabular der Macht. Unsere Zivilisation hat diese Herrschaftssprache durch ein sakraleres Bild des Körpers bekämpft, ein heiliges Bild, in dem der Körper mit sich selbst im Krieg zu liegen scheint, eine Quelle des Leidens und Unglücks. Menschen, die in der Lage sind, diese Dissonanz und Inkohärenz in sich selbst anzuerkennen, vermögen die Welt, in der sie leben, zu verstehen, statt sie zu beherrschen. Dies ist das feierliche Versprechen unserer Kultur.*“⁵

In seinem Buch untersucht Sennet das körperliche Verhältnis der Menschen zu ihrer Stadt im Laufe der Zivilisationsgeschichte. Ob „Fleisch und Stein“ oder „Identität und Erbe“, in beiden Begriffspaaren wird die Beziehung zu dem jeweils gegenüber liegenden Konzept im Kontext der jeweiligen gesellschaftlichen Phänomene betrachtet. Das heutige Phänomen nennt sich Globalisierung. Andere (u. A. Michael Falser und Monica Juneja) betonen die Herausforderungen von Transkulturalität, die ich oben schon erwähnte.⁶

Welche Disziplin kann dieses hochkomplexe, gesellschaftspolitische Thema besser und vor allem konkreter transportieren als die Denkmalpflege? Im Umgang mit Kulturgütern (Orten, Denkmälern, Gebäuden) steckt ein großes Potential für den gesellschaftlichen Dialog, weil dieser zunächst von dem Menschen den Fokus auf die Dinge lenkt und von dort wiederum zurückzustrahlen vermag. Diese Kraft der Dinge bzw. Orte wurde bereits von Dolores Hayden 1995 in der Publikation „The Power of Place“ beschrieben. Sie beschäftigte sich in ihren Studien mit der Sichtbarmachung der in Los Angeles vernachlässigten Personen in der Produktion von Geschichte im öffentlichen Raum. Durch ihre Erfahrungen mit Zeitzeugen und Erben ist sie zu der Überzeugung

gelangt, dass die Identifizierungskraft der Menschen durch die Verankerung der vernachlässigten Geschichten mit der gebauten Realität immens steigt.⁷

Denkmalpflege im Kontext von Identität und Erbe müsste sich vor allem mit der Interpretation und Vermittlung von Wertigkeiten bezogen auf materielle Kulturgüter, also Bauten, Objekte und geographische Räume unter möglichst vielfältigen Perspektiven beschäftigen. Die Sammlung, der Erhalt und die Vermittlung neuerer Perspektiven auf Denkmale und sonstige Kulturgüter kann, so zeigen die Erfahrungen aus der Forschung, auch das Verhältnis zwischen den Menschen und den jeweiligen Kulturgütern verändern und eine Beziehung herstellen. Wer eine Beziehung zu seiner materiellen Umwelt aufbaut, tut dies auch zu seiner gesellschaftlichen Umgebung.

Während meiner Forschungen am Lehrstuhl für Denkmalpflege bei Prof. Dr. Dolff-Bonekämper habe ich eine solche Neuinwertsetzung durch Hinzunahme der bislang vernachlässigten Perspektive türkischer Deutscher erprobt. Diese Perspektive zu untersuchen war zum einen naheliegend, weil sich mein Untersuchungsraum auf Berlin beschränkte und hier die türkisch geprägten Menschen besonders prominent und präsent sind. Zum anderen war es für mich auf Grund meiner eigenen türkisch geprägten Identität leichter, in die entsprechenden Netzwerke Einblick zu erhalten und als direkte „Erbin“ auf Erzählbereitschaft zu stoßen. Unsere Untersuchungen haben Geschichten aufgedeckt, die mittlerweile sogar Eingang ins Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg gefunden haben und innerhalb der Ausstellung „Ortsgespräche“ nachgelesen, gehört und gesehen werden können. Darüber hinaus konnten wir Dolores Haydens Beobachtungen teilen. Die Erfahrung der Zeitzeugen, ihre eigene Geschichte auch in den Augen der anderen – vor allem aber verankert mit der Stadtgeschichte – zu sehen, machte sie stolz. Erik Erikson würde dies „Koinzidenz“ des eigenen Lebenszyklus mit einem bestimmten Abschnitt der menschlichen Geschichte nennen, die ein Mensch anstrebt, um so seine Ich-Stärke aufzubauen und diese auch an die nächste Generation weiterzugeben.⁸ Durch unsere Geschichtsaufarbeitung wurde eine solche Koinzidenz erst möglich; der Erinnerungsprozess unserer Zeitzeugen musste zunächst von außen angestoßen werden. Auch die Identität eines jeden Menschen hängt von der Bestätigung der eigenen Existenz von außen ab. Hierzu hat auch Harald Welzer in seinem Aufsatz „Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses“ ausgeführt, dass persönliche Erfahrungen und Erinnerungen nur dann wirklich gelten können,

wenn diese auch eine soziale Geltung haben.⁹ Eine solche Form der Anerkennung begegnete unseren Zeitzeugen nicht zuletzt durch die Entstehung der Ausstellung im Kreuzbergmuseum.

Viele Zeitzeugen und Erben „anderer“ Geschichten sind sich ihrer Bedeutung für die Stadt und damit auch der Bedeutung für sich selbst nicht bewusst. Das Potential ihrer Geschichten liegt noch im Verborgenen und wartet darauf, entdeckt zu werden. Auf eine solche Entdeckung will ich an dieser Stelle kurz eingehen. Es geht um die Geschichte des Mariannenplatzes und des dazugehörigen ehemaligen Krankenhauses der Diakonissen-Anstalt Bethanien in Berlin.

Der Mariannenplatz – ein Ort des Widerstandes und des sozialen Engagements

Der Mariannenplatz (Abb. 1) und das dazugehörige ehemalige Krankenhaus der Diakonissen-Anstalt Bethanien sind ein Bau- und Gartendenkmal. Über die Stadtgrenzen hinaus sind sie zudem ein Erinnerungsort der ehemaligen deutschen linken Szene – auch für Berliner und Berlinerinnen mit einem Familienhintergrund aus der Türkei – und vermutlich auch für diverse andere kulturelle Gruppen. Bei Interviews mit türkischen Zeitzeugen zu ihren Orten in der Stadt, ihren Geschichts- und Gedenkpraktiken, der Verortung ihrer Geschichte sowie der Orte, die für sie im historischen Kontext als bedeutsam erschienen, wurde durchweg von allen 15 Interviewpartnern und -partnerinnen der Mariannenplatz genannt. Ausschlaggebend hierfür waren nicht die Lennéschen Hinterlassenschaften und auch nicht das besondere Baudenkmal mit seinem baukünstlerischen Wert, sondern Erinnerungen aus Kindheit oder Jugend, die im Zusammenhang mit Festen, Begegnungen, Ereignissen, aber auch mit dem Stolz auf die Partizipation an vergangenem Zeitgeschehen standen und die sich dort zutrugen.

Die Erinnerungen gaben Hinweise auf Ereignisse und Aspekte der Ortsgeschichte, die bislang vernachlässigt wurden und konnten im Rahmen einer intensiveren Archivrecherche rekonstruiert werden. Diese „neue“ Geschichte soll hier zwar in der nötigen Kürze folgen, jedoch nicht als „Migrations- oder Migrantengeschichte“ von der sonstigen Ortsgeschichte separiert werden. Wie zuvor erwähnt, ist gerade die Koinzidenz der eigenen Geschichte mit einem bestimmten Abschnitt der „offiziellen“ Geschichte entscheidend für die Identitätsbildung. Daher sollen die neu entdeckten Perspektiven und bislang vernachlässigten Aspekte der



1 Der Mariannenplatz heute mit dem ehemaligen Krankenhaus Bethanien im Hintergrund

Ortsgeschichte in den Erzählstrang der großen Narration eingebettet werden. Dies ist am Mariannenplatz besonders wichtig, weil es hier so etwas wie eine Aura des Ortes gibt, die sich durch Widerstand und Arbeitersolidarität ausdrückt.

Die Geschichte des Mariannenplatzes lässt sich größtenteils anhand des Gutachtens zum Denkmalwert des Mariannenplatzes von 1978 rekonstruieren.¹⁰ Die Gestaltung des Mariannenplatzes beginnt 1845 mit der Umwandlung des Köpenicker Feldes in ein Berliner Stadtquartier, die sogenannte Luisenstadt. Die von Peter Joseph Lenné maßgeblich geplante Stadterweiterung mit großen Schmuckplätzen und einer Verbindung zwischen Spree und Landwehrkanal wurde zwischen 1841 und 1853 realisiert und prägt die städtebauliche Struktur der Luisenstadt bis heute. Friedrich Wilhelm IV. bestimmte den Mariannenplatz zum Standort für das von ihm neu gestiftete Diakonissen-Krankenhaus Bethanien, eine neue medizinische Einrichtung, die eine Kombination aus Krankenhaus und Ausbildungsstätte für Krankenpflegekräfte darstellte. Unter der Obhut der Kirche sollten die „Kranken“ hier nicht nur medizinisch, sondern auch seelisch gesund gepflegt und zugleich für soziales Engagement motiviert werden. Das Krankenhaus Bethanien war 1847 der erste große Bau auf dem Köpenicker Feld und stand zu-

nächst als einziges Bauwerk inmitten der von ehemaligen Feldern geprägten Landschaft. Der Bau zählt zu den prominenten Beispielen der Schinkelschule und wurde nach Vorentwürfen von Ludwig Persius und danach von Friedrich August Stüler entworfen. Die Anlagen des ehemaligen Krankenhauskomplexes stehen unter anderem deswegen unter Denkmalschutz, weil sie Ausdruck der christlichen und sozialen Bestrebungen des preußischen Königs sind und zum anderen, weil sie die bautypologische Entwicklung des Krankenhausbaus dokumentieren. Darüberhinaus wird die architekturhistorische Bedeutung als Beispiel für romantischen Historismus und Mittelalterrezeption in der Krankenhausarchitektur betont. Das Gutachten sieht die geschichtliche Bedeutung des Mariannenplatzes darin, dass er der erste Berliner Platz war, der neben seiner Funktion als Schmuckplatz für die Bewohner auch als Erholungsraum konzipiert wurde, der damit gewissermaßen einen der ersten öffentlichen sozialen Räume darstellt.

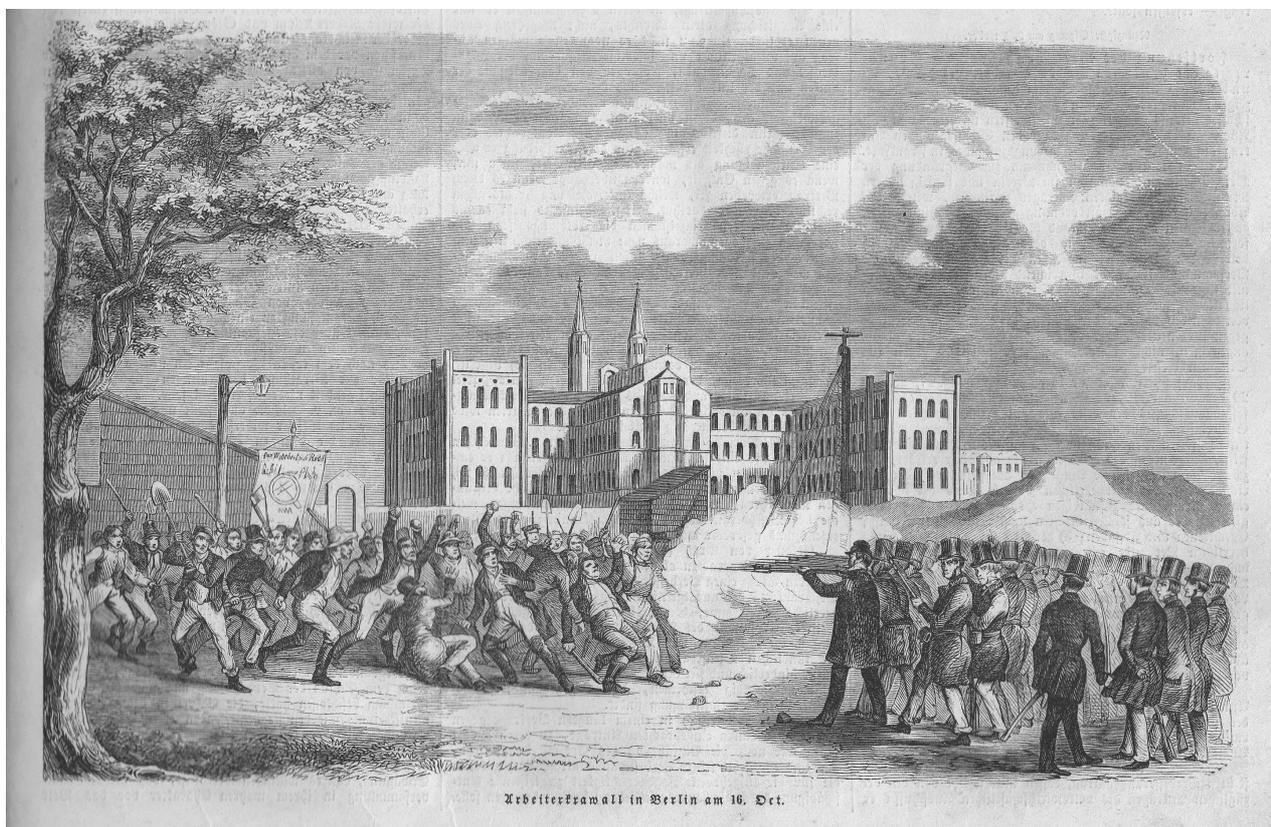
Die geschichtliche Bedeutung der ehemaligen Diakonissenanstalt wird gerade auch von Stadtführern gerne mit der Erinnerung an den Dichter Theodor Fontane verknüpft, der hier 1848–1849 als Apotheker in einem Seitengebäude des Komplexes gearbeitet und Apothekerinnen ausgebildet hat. Die Ausstattung der

ehemaligen Apotheke, die noch erhalten ist, wird vom Friedrichshain-Kreuzberg Museum verwaltet und gerne von Schulklassen und interessierten Touristen besichtigt. Eine Gedenktafel an der Hauswand des Apothekerhäuschens erinnert an das Wirken des später als Dichter berühmt gewordenen Prominenten. Woran weniger erinnert wird, ist die einschneidende Wende im Leben Fontanes, die sich zu dieser Zeit zutrug. Inspiriert von den Schlachten auf dem Köpenicker Feld zu Zeiten der Märzrevolutionen, sowie seinen eigenen Erfahrungen als Kämpfer bei den Barrikadenkämpfen, beschloss er, den Apothekerdienst zu quittieren und sich seiner eigentlichen Leidenschaft, dem Dichten und Schreiben, zu widmen. Die Geschichte seines Wirkens im Bethanien wird damit auch die Geschichte seiner eigenen Emanzipation.

Seitdem wird das „Bethanien“, wie es in Berlin kurz genannt wird, von Ereignissen des Widerstandes gegen Herrschaftsstrukturen und gegen Entscheidungen der Eliten beherrscht (Abb. 2). Fontanes Emanzipationskraft blieb dem Ort als Aura erhalten. Ende 1848 wurde in dem modern konzipierten Krankenhaus eine Dampfmaschine angeschafft, was einen Arbeiteraufstand innerhalb des Krankenhauses hervorrief und letztendlich zur Zerstörung der Dampfmaschine durch die Arbeiter führte. Die darauffolgenden Auseinandersetzungen

und geplanten Kündigungen führten zu erneuten Aufständen, die mit Hilfe der „Bürgerwehr“ niedergeschmettert wurden und sogar einen Toten forderten. Als die restlichen Arbeiter daraufhin demonstrativ in die Stadt ziehen wollten, versuchte die Bürgerwehr sie daran zu hindern und es kam abermals zur Eskalation mit weiteren drei Toten. Die Arbeiterbewegung versuchte immer wieder, ihr Unrecht in der Stadt kundzutun und wurde immer wieder durch Gewalt und weitere Opfer gestoppt. Solche Ausbrüche hielten jeweils circa vier Tage an. Wie es zur „Versöhnung“ kam, wird aus den Quellen nicht deutlich; die Unruhen fanden jedenfalls ihr friedliches Ende im Rahmen einer Versöhnungsbeisetzung der Opfer auf dem Friedhof am Halleschen Tor.¹¹

Nach 50 Jahren, also um die Jahrhundertwende, waren das Bethanien und der von Lenné entworfene Park eingebettet in eine dichte Stadtstruktur – die Zahl der Einwohner Berlins hat sich in dieser Zeit fast verfünffacht, sie stieg von 365.000 auf 1.700.000. Es folgten Umbauten und Erweiterungen des Krankenhauskomplexes, die jedoch den Ruf als vorbildliches Krankenhauses nicht wiederherzustellen vermochten. Eine hohe Sterblichkeit durch Hospitalinfektionen sowie unverhältnismäßig hohe Ausgaben bremsten die Entwicklung hin zu einer guten Versorgungseinrichtung. Somit



2 Bürgerwehr schießt auf Arbeiter (16.10.1848). Im Hintergrund Rückansicht des Hauptgebäudes der Diakonissenanstalt Bethanien

gab es bereits vor dem Zweiten Weltkrieg große Solvenzprobleme. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte der gesamte Baukomplex erhebliche Kriegsschäden zu verzeichnen, deren Reparaturen von seinem kirchlichen Träger nicht bezahlt werden konnten. Der Wiederaufbau und die Modernisierung zogen sich bis 1966 hin. Trotz staatlicher Unterstützung war das Krankenhaus ab 1968 endgültig zahlungsunfähig und sollte an einen Investor verkauft werden.

Hierauf folgten die nächsten Aufstände. Nach heftigen Protesten gegen den Verkauf und Abriss diverser Nebengebäude kaufte die Stadt das Bethanien und stellte es unter Denkmalschutz. Auf die Proteste, an denen sich der Bund deutscher Architekten, die Akademie der Künste, der Werkbund Berlin, Mieterverbände, Gemeindevorteiler, Jungsozialisten, aber auch diverse türkische Vereine und Organisationen und eine historische Kommission beteiligt hatten, folgte eine Phase der Konzeptsuche. Einige Gruppen rückten dabei von einer Forderung nach Erhalt des Krankenhausbetriebes ab und setzten sich für die Einrichtung eines Kulturzentrums ein.¹² Hierfür plädierten auch die türkischen Kunst- und Kulturvertreter, die sich in diesen Prozess mit einbrachten. Man stellte sich ein Zentrum und einen Experimentierraum für Formen neuen gesellschaftlichen Lebens vor. Ab 1973 entstand dann ein Ort vielfältiger und vor allem multikultureller Aktivitäten, dominiert vom sogenannten „Künstlerhaus Bethanien“.

Berühmt wurde das Bethanien im Jahr 1971. Ein Konzert der Band „Ton Steine Scherben“ im TU Audi-

max mit anschließendem „Teach-In“ widmete sich der Erschießung des Mitglieds der Gruppe „Bewegung 2. Juni“ Georg von Rauch. Nach dem Konzert rief die „Hausbesetzer-Band“ zur Besetzung des Martha-Maria-Hauses am Bethanien-Krankenhaus auf, die dann auch im direkten Anschluss an das Konzert erfolgte. Fortan wurde das Gebäude in „Georg-von-Rauch-Haus“ umbenannt. Nach einer Razzia in dem Haus entstand 1972 der „Rauch-Haus-Song“ der Band Ton Steine Scherben. Die mit dieser Besetzungszeit einhergehenden Bilder prägen weiterhin das Bild des Mariannenplatzes im kulturellen Gedächtnis der Berliner. Nicht zuletzt auch, weil es das „Rauch-Haus“ nach wie vor gibt.

Fragt man hingegen türkische Aktivisten jener Zeit, so erklären sie, sich das Bethanien angeeignet zu haben, um endlich mehr Raum für ihre vielfältigen Projekte zu bekommen. Hier ist in erster Linie das Türkenzentrum e.V. zu nennen, ein Verein, dessen Mitglieder vor allem linkspolitisch orientierte Türken waren. Manche von ihnen gingen soweit, den Klub als kommunistischen Verein zu beschreiben. Die Gründungsmitglieder des Türkenzentrums stellen eine bislang kaum beachtete Gruppe der türkischen Einwanderer dar. Die instabile politische Lage der Türkei in den 1970er und 1980er Jahren trug dazu bei, dass zusätzlich zur Arbeitsbevölkerung zahlreiche Intellektuelle, Künstler und sonstige politische Aktivisten nach Deutschland kamen. Diese Gruppe prägte die kulturellen Entwicklungen in ihren jeweiligen deutschen Kontexten. Sie etablierte Organisationen und Vereine, die es zum Teil bis heute gibt. Als Teil der politischen



3 1975. Der türkische Arbeiterchor auf dem Mariannenplatz. Im Hintergrund Werbeschild für die Ausstellung „Mehmet kam aus Anatolien. Mehmet Berlin'de“



4 1975. Der türkische Arbeiterchor mit Chorleiter Tahsin Incirci (mit auffälliger Brille)

Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre kämpften sie für eine in ihren Augen bessere sozialistische Gesellschaftsform. Gleichzeitig bemühten sie sich, die ländliche Bevölkerung aus der Türkei sowie Neuankömmlinge im Alltag zu unterstützen und pflegten die türkische Hochkultur (Kunst, Musik, Literatur und Tanz). Das Bethanien wurde in den 1970er und 1980er Jahren zu einem Zentrum der türkischen linken Szene. Bereits 1973 eröffneten die Betreiber die erste türkische Bibliothek in Deutschland, die Namik-Kemal-Bibliothek. Diese führte unter anderem auch Bücher, die zu der Zeit in der Türkei verboten waren, wie zum Beispiel die Geschichten und Gedichte von Nazim Hikmet.

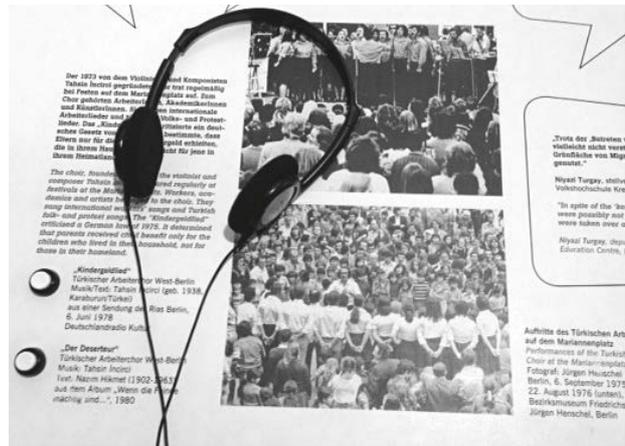
1975 kuratierten Mitglieder des Türkenzentrums gemeinsam mit Berliner Akteuren aus der Kunst- und Kulturszene die Ausstellung „Mehmet kam aus Anatolien – Mehmet Berlin'de“ (Werbebanner im Hintergrund auf Abb. 3). 1977 zeigte der Verein die beiden Ausstellungen „Theater in der Weimarer Republik“ und „Nazim Hikmet“. Darüber hinaus probte hier der türkische Arbeiterchor (Abb. 3 und 4), der hin und wieder auf dem Mariannenplatz zu besonderen Anlässen (zum 1. Mai oder im Rahmen der Berliner Festwochen) auftrat. Dieser Chor hat Tonaufnahmen von Arbeiterliedern aufnehmen lassen, die in der Türkei verboten waren, von denen Kopien in die Heimat geschickt wurden und die bis heute in Berlin existieren. Das Zentrum veranstaltete Kunstausstellungen in den Grünanlagen des „Bethanien“. Bis heute existieren stadtkünstlerische Installationen. Sie zeugen von der gesellschaftlichen Teilhabe dieser Gruppe in den 20 Jahren vor der Wende. Nur sind diese vom Verfall bedroht und stehen in einer verkehrungünstigen Lage oder sind schlicht unentdeckt. Das Türkenzentrum pflegte einen regen Aus-

tausch mit einem Arbeiterchor der DDR. Man fuhr zu gemeinsamen Konzerten in den Ostteil der Stadt. Mit dem Fall der Mauer kam dann der große Schock. Die Enttäuschung und der Verlust der linkspolitischen Illusion einer besseren – nämlich sozialistischen – Gesellschaft war für viele Zeitzeugen eine bittere Erfahrung. Das Türkenzentrum existiert zwar bis heute, doch hat es bei Weitem nicht mehr die Energie und Ausrichtung, die es früher hatte. Die Namik-Kemal-Bibliothek ist mittlerweile in die Stadtteilbibliothek integriert, der Arbeiterchor tritt nicht mehr auf und von den Ausstellungen sind, mit Ausnahme zweier Kataloge, keine Hinterlassenschaften mehr vorhanden. Viele Künstler der damaligen Zeit sind wieder zurück in die Türkei gegangen – und so zeugt von dieser Geschichte an dem Ort heute nichts mehr.

Zu Beginn der Zeitzeugeninterviews war weder klar, welche Erinnerungsorte für türkische Berliner existierten, noch, wie die Erinnerungsarbeit funktionieren sollte, zumal kein bestimmter sozialer Rahmen vorgegeben war. Die Besinnung auf Orte, Objekte und Räume in der Erinnerung der Interviewpartner war für das komplexe Verständnis von Kulturerbe, das dem Experiment zugrunde lag, ein wichtiger Ankerpunkt. Der Ortsbezug bei meinen Interviews half zunächst, die Erinnerungen in Gang zu bringen. Von den Orten verwiesen die Erinnerungen in ganz unterschiedliche geschichtliche, aber auch mal territoriale Dimensionen (vgl. die Theorie der „Multidirectional Memory“ von Michael Rothberg)¹³. Aufbauend auf die Interviews stellte sich heraus, dass die Erinnerungen in dem Moment, in dem sie auf aufgeschriebene Ortsgeschichten stoßen, besonders kostbar für alle werden, weil ihre Bedeutungen gerade dort an Kraft gewinnen. Diese

Kraft strahlt auf die unterschiedlichen Gruppen unterschiedlich aus. Die befragten Zeitzeugen sowie Menschen, die sich mit ihnen identifizieren können, verorten sich im wahrsten Sinne des Wortes im Gedächtnis der Stadt, gleichzeitig kann es aber auch passieren, dass sie die neue Perspektive missbilligen, weil in ihren Erinnerungen eine ganz andere Vergangenheit stattgefunden hat. Für die anderen Stadtbewohner ohne Bezüge zu den Zeitzeugen, in diesem Fall türkisch geprägten Bewohnern, wird das Wissen um ihre Nachbarn größer und Fremdheitsängste womöglich geringer. Um solch einen Prozess der Anerkennung aber anzustoßen, ist die Art und Weise der Vermittlung der neu gewonnenen Informationen entscheidend, also die Entscheidung, in welchem Rahmen die Ergebnisse diskutiert und präsentiert werden. Im Januar 2012 hatte ich die Ehre, eine neue Ausstellung im Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg mit zu eröffnen (Abb. 5). Die Ausstellung mit dem Titel „Ortsgespräche“ thematisiert gerade solche Orte wie den Mariannenplatz, die Potential für eine vielfältige und gleichzeitig verbindende Erzählung hatten. Von meinen Zeitzeugen kam nur einer zu der Ausstellungseröffnung. Er freute sich, dass einige seiner Geschichten auftauchten. Sein Kommentar lautete jedoch: „Wer kommt schon her und wer liest das schon?“. Transkulturelle Geschichtsprojekte schaffen es zumeist über die Museen, temporäre Kunstprojekte und online-Angebote nicht hinaus. Bislang gibt es auch weder ersichtliche Strategien noch den Willen, Orts- oder Objektgeschichten transkulturell in Wert zu setzen, insbesondere nicht am Objekt vor Ort. Methodisch betreten wir hier Neuland.

Denkmalpflege im Zeichen der Globalisierung bedeutet für mich genau das. Das Erbe der Anderen gibt es nicht. Alles, was auf einem Territorium steht, ist gemeinsames Erbe, erfordert gemeinsame Verantwortung. Dieser Erbebegriff steht nicht in Konkurrenz zum bisherigen Denkmalverständnis. Für dieses neue Feld, ein „ErbePlus“, müssen neue Instrumente und Verfahren eingesetzt werden. Die bisherige Denkmalbeurteilung für den Mariannenplatz negiert nicht nur die Perspektive der türkischen Berliner, sondern räumt generell kaum Platz für die starken politischen Zeiten in den 1970er Jahren ein. Auch die Geschichte des Arbeiteraufstandes von 1848 bekäme in diesem Zusammenhang eine größere Bedeutung. So schließe ich mit Fragen, die nicht nur rhetorisch gemeint sind: Was wäre gewonnen, wenn dieser Teil der Geschichte kenntlicher gemacht wird, wenn steinerne Zeugen und Spuren jener Zeit (zum Beispiel Skulpturen aus der Ausstellung „Mehmet kam aus Anatolien“) wiederbelebt würden? Was kostet es die Denkmalpflege, diese Ge-



5 2013. Der türkische Arbeiterchor bei der Ausstellung „Ortsgespräche“ im Kreuzbergmuseum

schichten mit in die Akte des Denkmals aufzunehmen, was würde dies für die Zeitzeugen bedeuten? Und welche Botschaften würde man an die nachfolgenden Generationen mit transkultureller Identität vermitteln?

- 1 Vgl. Taylor, Charles: Die Politik der Anerkennung, in: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung, hg. Charles Taylor / Amy Gutman (u.a.), Frankfurt am Main 2012, S. 11–66.
- 2 Vgl. Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt am Main 2013, S. 52–53.
- 3 Rousseau, Jean-Jacques: Les Rêveries du promeneur solitaire, Cinquième Promenade, in: Œuvres complètes, Paris 1959, Bd. I, S.1047, zitiert in: Taylor, Charles: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung, Frankfurt am Main 2012, S. 17.
- 4 Vgl. Taylor, Charles 2012 (Anm. 1), S. 13–14.
- 5 Sennet, Richard: Fleisch und Stein, Berlin 1997, S. 34.
- 6 Falser, Michael / Juneja, Monica (Hg.): Kulturerbe und Denkmalpflege transkulturell, Bielefeld 2013.
- 7 Vgl. Hayden, Dolores: The Power of Place, Cambridge, Massachusetts u.a. 1997, S. 227–238.
- 8 Vgl. Erikson, Erik H. 2013 (Anm. 2), S. 54.
- 9 Vgl. Welzer, Harald: Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses, in: Bios. Nr. 21.1, 2008, S. 15–27.
- 10 Liedtke, Wolfgang: Untersuchung des Denkmalwertes von Grünflächen in Berlin (West). Mariannenplatz (Berlin-Kreuzberg). Unveröffentlichtes Gutachten im Auftrag des Senats für Bau- und Wohnungswesen, Abt. II, 1978, hier S. 2, 4–7 (Landesdenkmalamt Berlin – Fachbereich Gartendenkmalpflege).
- 11 Illustrierte Zeitung, Bd. XI, 1848, Nr. 279, S. 289, sbb-sp-k-berlin (Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin), 2^o Ac 7169, Unter den Linden, Berlin.
- 12 Spode, Hasso: Das Krankenhaus der Diakonissen-Anstalt zu Berlin, in: Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse, Band 5: Kreuzberg, Berlin 1994, S. 300–305.
- 13 Rothberg, Michael: Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization, Stanford 2009.

Bildnachweis:

Abb. 1 und Abb. 5: Verfasserin
 Abb. 2: 1848, Illustrierte Zeitung, XI.Bd., Nr. 279, S.289, SBB-SBK-Berlin (Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin), 2^oAc 7169, Unter den Linden
 Abb. 3 und Abb. 4: 1975, © Jürgen Henschel, Kreuzberg Museumsarchiv, Inv. Nr. 2007/491 bzw. Inv. Nr. 2007/494